

Da bekomme ich plötzlich von vorne einen Stoß. Ich blicke auf: ein großer, starker, gut gekleideter Mann steht vor mir; er blickt mir in die Augen und sagt jetzt, ohne die Stimme zu erheben, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt: „Stop and shut up!“ (Halt, keinen Laut!). Ganz sachlich sagt er das, es ist gar keine Drohung in seiner Stimme, auch nicht in seinem Gesicht. Aber ich fühle einen leisen Druck in der Seite. Nicht hinsehen, nicht hingreifen! Ich weiß, das darf ich nicht. Ich weiß genau, daß gegen meinen Bauch, links eine Spanne über der Hüfte, der Lauf eines Revolvers gedrückt ist. Ich entziehe mich diesem sanften Druck nicht, weil sonst der Mann gleich schießen würde. Sie schossen immer, wenn das Opfer nur mit der Wimper zuckte, und wenn man sie erwischte, bekamen sie immer zwanzig Jahre, ganz gleich, ob sie geschossen hatten oder nicht; vorausgesetzt, daß das Opfer nicht tot war. Ich habe das hundertmal gelesen, und jetzt schießt es mir blitzschnell durch den Kopf. Gleichzeitig denke ich: du erlebst einen Hold-up, so sieht ein Hold-up aus. Ich habe das bestimmte körperliche Gefühl, daß dieser Mann, der mit marmornem Gesicht da steht, sofort abdrücken würde, wenn ich die kleinste Bewegung machte. Das ist absolut sicher.

Die Leute gehen an uns vorbei, sie merken nichts. Wir bilden ein kleines Verkehrs Hindernis, einige Passanten stoßen mich im Gedränge. „I am sorry!“ (Verzeihen Sie!) entschuldigen sie sich. Wenn ich jetzt unwillkürlich gegen den Mann stoße, schießt er!

„Hand over the money!“ (Übergib mir das Geld!) sagt er jetzt beiläufig, wie man um Feuer bittet. Ich empfinde es beinahe als Erleichterung. Ich denke nicht an Widerstand. Ich händige ihm mein Geld aus, die Noten aus der Brieftasche und die Silberrollen aus der Manteltasche, so schnell ich kann. Mein Mann steckt alles mit seiner freien Linken geschickt ein und sagt höflich: „Come with me!“ (Komm mit!). Ich folge ihm nun vier bis fünf Schritte. Am Rande des Fußsteiges steht da ein großes schwarzes Auto mit laufendem Motor. Der Mann besteigt den Wagen und behält mich noch, während er abfährt, im Auge.

Ich blicke dem Wagen nach, er verschwindet und es fällt wie Fesseln von mir. Jetzt erst blicke ich mich nach Hilfe um. Ich laufe zum ersten Schutzmann. Er steht etwa fünfzig Schritte von dem Punkte entfernt, wo das schwarze Auto stand. Es ist ein rothaariger Irländer, vielleicht zehn Jahre älter als ich. Einer vom unsympathischen Irländertyp, es gibt auch einen sympathischen. Ich erzähle dem Kerl atemlos, was geschehen ist, es macht nicht den geringsten Eindruck auf ihn; er meint grob: „Sie haben eben Pech gehabt.“ Ob ich Zeugen habe, fragt er. Zeugen, wieso denn? Mir scheint, der rote Hund von einem Irländer gähnt jetzt. Ich langweile ihn. Wahrscheinlich sagt er sich, hier ist nichts zu verdienen. Oder steckt er am Ende mit dem Räuber — wie in Amerika üblich — unter einer Decke? Ich habe einen Schlag erhalten und suche Hilfe bei einem menschlichen Wesen, dieser uniformierte Mann aber setzt eine gleichgültige Amtsmiene auf, die ich als Hohn empfinde. Ist er wirklich so gelangweilt oder tut er nur so? Sind solche Überfälle für ihn wirklich nur eine Routineangelegenheit, erlebt er es wirklich so häufig, daß friedliche Menschen in der größten Straße New Yorks, bei hellichtem Tage, in der Stunde des dichtesten Verkehrs, mitten unter Zehntausenden von Fußgängern, von einem Straßenräuber angehalten und ausgeraubt werden? Ich pfeife sonst auf die Polizei, aber jetzt könnte sie mir helfen, und jetzt versagt sie. Ich muß zufrieden sein, daß der Schutzmann gummikauend einwilligt, mich wenigstens zu meinem Chef zu begleiten.

Wir haben nicht weit zu gehen, und Herr J. J. S. empfängt uns. Der Zauber der Uniform hat seine Wirkung auf den Sekretär nicht verfehlt. Ich stehe also nun vor Herrn S., der mich persönlich kennt, und erzähle ihm, was geschehen ist. Ich fühle deutlich, es interessiert ihn nicht. Hat er vielleicht am Ende auch schon viele solche Überfälle erlebt? Was ich genau weiß, ist, daß er gegen solche Möglichkeiten versichert ist. Ich möchte in seinen Zügen lesen, aber da lese ich nur eines: Der Mann glaubt mir nicht! Er nimmt womöglich an, ich hätte seine 2700 Dollar irgendwie selbst verschwinden lassen. Jetzt hat er auf einen Knopf gedrückt, und schon erscheint der Leiter seiner Privatdetektiv-Abteilung. Ihm werde ich samt dem Schutzmann, der noch immer da ist, zur Weiterbehandlung übergeben.

Wir sind nun im Zimmer des Privatdetektivchefs. Er setzt sich, ich und der Schutzmann können stehen. Zum drittenmal seit einer Stunde erzähle ich meine Geschichte. Ich erzähle sie immer um eine Kleinigkeit weniger überzeugend als vorher. Der